

**26. Mai 2025**

In den vielen Kursen zur Fotografie, an denen ich in den vergangenen Jahren teilgenommen habe, gab es immer wieder Amateure, passionierte Laien, die beim gemeinsamen Mittag- oder Abendessen damit heraussrückten, dass sie *eigentlich* so wären, wie sie sich hier während des Workshop-Wochenendes präsentierten. Unter der Woche wären sie mangels Zeit bedauerlicherweise *einanderer*, hochspezialisiert auf einem der Fotografie völlig fremden Gebiet, der einfach nicht dazu käme, mit einem Zauberwort die ganze verkehrte Existenz fortfliegen zu lassen.

Darunter waren: Bankdirektoren, Sozialarbeiter, EU-Beamte, Manager bei einem Rüstungskonzern, Therapeuten oder Softwareentwickler.

Oft brachten sie gegenüber dem Fotografen-Dozenten eine an Gläubigkeit grenzende Bewunderung auf. Manche reisten ihm nach, kannten ihn bereits von vorangegangenen Workshops und machten in einer Art auf vertraut, die mich mit einem dummen Neid erfüllte. Manche taten so, als hätten sie ihn für seine besten Bilder persönlich gecoacht. Sie waren treue Käufer seiner Bildbände. Der Fotograf wiederum nutzte die Gelegenheit, sich von den Technikafinsten und den Virtuosen der Nachbearbeitung in die Menüführung der Kamera und vor dem Bildschirm in die neuesten Funktionalitäten der Bildbearbeitungsprogramme einweisen zu lassen.

Die Digitalisierung des Metiers hat viele Fotografen aus Analogistan volle Breitseite erwischt. In den Zeiten, da mit Fotografie noch gut Geld zu verdienen war, hatten sie etwas von einem sympathischen

Straßenköter, der überall herumschnüffeln durfte und dessen Instinkt sogar Schule machte. Jetzt aber kann kaum mehr einer davon leben. Dieser Instinkt verkommt in den hochauflösenden Zeiten zu einem Atavismus. Was tun, wenn's für den Geschichtenonkel à la „Die Story zum Bild“ noch zu früh ist?

Viele Fotografen haben durch die Prekarisierung ihres Gewerbes in den vergangenen Jahrzehnten wirtschaftlich einen derartigen Schiffbruch erlitten, dass sie jetzt Hanseln wie uns das Fotografieren beibringen müssen.

„Warum willst du deinen Job schmeißen?“, fragte ein Fotograf fassungslos den gelangweilten EU-Beamten.

„Treffen sich zwei Banker, reden sie über Kunst. Treffen sich zwei Künstler, reden sie über Geld,“ antwortet Oscar Wilde.

Oft zeigten die Laienbilder die Unschuld der Spezialistenseelen: Blümchen, Pilze, Kornähren, Polarbären, jede Menge bunter Vögel und Kinder mit großen, nussbraunen Kulleraugen, die sie auf den Spuren des frühen Steve McCurrys auf einem Trip durch Bengalen für ein paar Rupien minutenlang vor der Linse festgefroren hatten. Oder Architekturfotografie, viel Architekturfotografie: saubere Symmetrien, keinerlei perspektivische Verzerrungen, alle Menschen pixellos wegretouchiert.

„Weg mit euch!“, schienen sie zu sagen. „Ihr nervt mich schon unter der Woche. Das Wochenende gehört mir und meinem eigentlichen Ich!“ Eine Art von Weltflucht, die, man muss nur unter dem richtigen Hashtag nachschauen, täglich millionenfach gepostet wird.

Leben sind komplex und widersprüchlich; genauso komplex wie die Arbeitsabläufe in einer globalisierten Welt mit ihrer Lieferkettenlogik.

Diese Spezialisten auf ihrem Gebiet kannten vielschichtigen Abläufe und Problemstellungen. Nichts ist einfach; selbst das Einfache ist kompliziert. Was die Teilnehmer von ihren regulären Beschäftigungen erzählten, kam mir oft interessanter vor als ihre Bilder. Aber was machen wir? Wir wollen den Reset-Knopf drücken, wollen zurück und landen mittig in einer Rose, im Klischee.

Wie kommt es, dass jemand, der hochdifferenziert denken und entscheiden kann, zum Simpel wird, sobald er die Kamera in die Hand nimmt? Warum zeigt er nicht genau diese Welt, in der er sich so gut auskennt und in der er vor lauter Überstunden die Augen nicht mehr zubekommt, sondern jene andere, in die er wie in eine süße Unverantwortlichkeit hinein ausbüxt?

Sebastião Salgado, vor wenigen Tagen verstorben, tat genau das zu Beginn seiner Karriere. Er hatte Wirtschaftswissenschaften studiert und bereiste als Mitarbeiter der internationalen Kaffeeorganisation Afrika. Er fotografierte nebenbei, was er sah, bis...der Rest ist etwas für Netflix.

„Nur noch viereinhalb Jahre, bis ich in die Altersteilzeit kann,“ sagt der Amateur. „Dann lege ich los mit meinem eigentlichen Ich.“

Dann ist es also geschafft: endlich wieder frei wie vor über vierzig Jahren, bevor man mit Familie, Beruf und all den Dingen anfing, die sich im Laufe eines Lebens so ansammeln. Die ein exemplarisches Leben dokumentieren könnten, wenn man sich den erstaunten, neugierigen Blick genau dafür erhalten würde, statt ihn davon angeödet in den Frieden von Sommerwiesen oder in Pustebäumen zu lenken. (Wie das gehen kann, hat zum Beispiel Anna Fox mit ihrer Serie *My Mother's Cupboards and my Father's Words* gezeigt.)

Denn ist es nicht eine Aufgabe der Fotografie und in einem weiteren Sinne der Kunst, ebendiese vielschichtige Welt widerzuspiegeln: ihre Widersprüche, Grausamkeiten, Lieferkettenengpässe, Konsumexzesse, Absurditäten, Machtgefälle?

Reportagefotografen bedienen inzwischen auch die Unternehmensfotografie. Gefragt sind Bilder resoluter, aber einen auf nahbar machender Strateginnen und Strategen. Während der Fotograf einen lukrativen Auftrag erfüllt, indem er die Chefetage im Open-Space-Büro so ablichtet, dass Selbstbild und fotografisches Abbild miteinander erfolgreich fusionieren, könnte unser Mitarbeiter, dessen eigentliches Ich sich am Wochenende ganz der Makrofotografie widmet, hier hinter den Kulissen fotografieren. Er könnte etwa von der Seite ein Art Making-of dieser Inszenierung anlegen, zeigen, wie viel Ausschussware produziert wird, wie viel Eitelkeit mit im Spiel ist, bis jemand endlich so schaut, wie er wahrgenommen werden will: totally hands-on und uneitel.

Der interessanteste Blickwinkel ist oft nicht die direkte Linie in das Objektiv der Kamera, sondern einer, der aus Fotograf, Fotografiertem und Beobachter ein Dreieck entstehen lässt.

Diese Arbeitswelt also, die sich rasant verändert und in der der Mensch aussortiert wird: wer dokumentiert in Bildern aus der Organisation heraus dieses Aussortiertwerden? Diesen unfassbaren Zynismus, mit dem Unternehmen mit dem schlampig-dynamischen Vokabular oder einer mit Wertschätzung geprompteten künstlichen Intelligenz ihren langjährigen Mitarbeitern zu verstehen geben: „Du. Bist. Zu. Alt.“?

Statt dass wir uns damit auseinandersetzen, warum wir nicht ganz einfach älter werden und etwa Reflex durch Reflexion ersetzen dürfen, setzen wir alles daran, noch mithalten zu können in diesem linearen Wurf nach oben und nach vorne, der sich doch - die Welt ist alles was der Fall ist - irgendwann wieder der X-Achse annähern wird.

Was soll's. Wir suchen uns ein Hobby. Eine Leidenschaft. Eine Illusion. Ein paar Profis, die von ihrem Metier nicht mehr leben können, unterrichten uns. Wir hängen an ihren Lippen und Augen, während diese ehemaligen Straßenkötter zunehmend professioneller werden, was oft bedeutet, dass sie uns genau das sagen, was wir hören wollen. Immerhin sind wir doch wer wochentags!

Und was passiert nun mit unseren Bildern aus diesen Seminaren? Sie landen dort, wo sie sich heimisch fühlen: in versilberten Rahmen auf Büroschreibtischen, über Stoffsofas als hochwertiges Diasec („das habe ich mir mal gegönnt“), neben mit Post-it-Notes bespickten Tintenstrahldruckern oder als gerahmte Präsente für die wehrlose liebe Verwandtschaft zu allerlei freudigen Ereignissen. Manchmal sogar als Hintergrundtapete auf loungeartigen Hoteltoiletten, wo noch das Bedürfnis zum Event wird; in denen es nach Wald duftet und eingespieltes Vogelgezwitscher von tieferen Frequenzen ablenkt. Man sollte sich gerade als Amateur genau überlegen, ob man seine Bilder der Stockfotografie zur Verfügung stellt. Selbst oder gerade dann, wenn man glaubt, dass es die besten seien.